

A photograph of a bird, possibly a crow or raven, in flight against a pale, overcast sky. The bird is positioned on the left side of the frame, with its wings spread. Bare, dark tree branches are visible in the foreground and background, creating a network of lines across the image. The overall tone is somber and atmospheric.

Ann Rose

KEIN KIND VON HIER

Kleinmachnow Krimi

Ann Rose

Kein Kind von hier

Kleinmachnow Krimi

Band 1

Als in einer ruhigen Gemeinde südlich von Berlin ein junger Mann tot aufgefunden wird, scheint der Fall schnell gelöst. Doch Kommissarin Fanny Gärtner spürt, dass etwas nicht stimmt. Ein manipuliertes Beweisstück. Ein Unschuldiger hinter Gittern. Und jemand, der genau weiß, wie man die Wahrheit verschwinden lässt. Fanny widersetzt sich den offiziellen Ermittlungen und beginnt auf eigene Faust zu suchen – gegen Widerstände, gegen Vorschriften und gegen die Zeit. Die Spuren führen zurück in die Vergangenheit. Zu einem Ort, an dem Menschen verschwanden. Und zu einem Geheimnis, das über Jahrzehnte hinweg verborgen geblieben ist. Je näher Fanny der Wahrheit kommt, desto klarer wird: Dieser Fall ist nicht vorbei. Denn wer die Wahrheit kennt, lebt gefährlich. Und Fanny ist ihr längst zu nah gekommen.

Ann Rose, geboren 1984, arbeitet als Autorin und Illustratorin und beschäftigt sich in ihren Texten mit der Frage, wie Vergangenheit in der Gegenwart weiterwirkt. Sie interessiert das Nachgehen historischer Spuren – in Orten, Biografien und Erinnerungen – und die Geschichten, die daraus entstehen.



1944

Das Zittern kommt zuerst. Bevor der Laut zu hören ist, vibriert das Kellerfenster. Mein Bauch zieht sich krampfhaft zusammen. Die Härchen an meinem Arm stellen sich auf. Mein Körper ist schneller als jeder Gedanke. Auch Zofia neben mir zuckt, als hätte jemand einen Faden an ihrem Oberkörper nach unten gezogen. Es ist wie früher, als wir uns ein Bett geteilt hatten. Als Gewitterblitze unser Kinderzimmer in grelles Licht tauchten und wir die Sekunden gezählt hatten. Eins. Zwei. Drei. Damals zwischen Blitz und Donner. Jetzt zwischen den Bomben, die immer näher einschlagen.

Draußen rollt ein tiefes Grollen durch die Straße. Dumpf und schwer. Kein Knall, sondern ein Drücken, als würde sich etwas Großes und Dunkles über die Stadt legen. Wie ein Gewitter, das nicht weiterzieht. Dann setzt das Heulen ein. Erst eine Sirene, dann die nächste. Bis es von überall kommt. Sie schwellen an und ab, ertönen hoch und schrill. Wie ein Hornissenschwarm, der gegen Wände fliegt und keinen Ausweg findet.

Schatten huschen über die Kellerwände. Wir, Frauen, Kinder, Alte, die sich hier unten verstecken, rücken näher zusammen. Der Raum fühlt sich auf einen Schlag viel kälter an, obwohl die Angst meine Wangen zum Glühen bringt. Ich lege Zofia die Hand auf den Rücken.

Ihr Körper ist gespannt und sie hält den Atem an. Ich auch. Für einen Moment ist da nur dieses Warten und Hoffen, dass nicht unser Keller getroffen wird.

Der Knall kommt plötzlich. Zerreißt die Luft. Wände und Boden beben, als würde jemand mit einem riesigen Hammer von unten und von den Seiten gegen das Haus schlagen. Meine Hände legen sich schützend über meinen Kopf. Staub rieselt von der Kellerdecke, legt sich auf Arme, Schultern, Gesicht. Ich schmecke Kalk. Meine Ohren pfeifen. Da ist nur dieser hohe Ton. Alles um mich herum verschwimmt.

Dann ist das Pfeifen weg und alles ist wieder normal. Nur anders. Der kleine Junge, der neben mir an der Wand sitzt, wischt mit dem Arm über sein staubbedecktes Gesicht. Er weint. Seine Mutter zieht ihn und seine Schwester an sich, presst ihre Köpfe an ihre Brust. Ihre Arme umschlingen die Kinder fest, als könnten sie sie abschirmen vor etwas, das längst über ihnen schwebt.

Zofia zittert immer heftiger. Es geht wie Wellen durch ihren Körper. Tränen laufen über ihr Gesicht, ziehen helle Spuren auf ihrer staubbedeckten Haut. Ich lege den Arm um sie, halte sie fest. Genau so, wie die Mutter ihre Kinder hält. Das ist das Einzige, was uns bleibt.

»Eins«, flüstert Zofia. Eine Pause. »Zwei.« Ihre Stimme stolpert. Wie damals, wenn der Donner sich direkt über unser Haus entladen hatte und wir das Vibrieren im Bett spürten. Wir versteckten uns unter der Decke, Zofia den Daumen im Mund, und ich hatte für uns beide gezählt. »Drei.« Gegen die Angst.

Unser Atem wird schneller, als das Pfeifen einsetzt. Diesmal hoch und durchdringend. Die Bombe muss dicht über uns fallen. Es bleibt keine Zeit, um zu beten, dass auch diesmal alles gut wird. Wir krümmen uns zusammen, rollen unsere Körper so klein, wie es geht. Die Wände wackeln. Diesmal heftiger. Der Boden fühlt sich weich an, als hätte er seine Festigkeit verloren und würde sich auflösen.

»Jesus Maria«, schreit die alte Dame mit dem hinkenden Bein, die in der linken Ecke sitzt. Immer wieder. »Jesus Maria.«

Zofia wimmert. Ich summe. Nur ein paar Töne. Unsicher. Aber beharrlich. Es ist die Melodie, mit der Mama uns im Kinderzimmer in den Schlaf gewiegt hatte, wenn das Zählen unter der Decke nicht mehr reichte, um die Angst zu vertreiben. Wenn draußen der Regen gegen die Ziegel schlug und wir geglaubt hatten, das Haus würde in sich zusammenfallen. Mein Summen schiebt sich durch den Lärm. Ich halte mich daran fest. An Zofia. An Mama. An früher.

Dann ein Heulen wie ein brüllendes Tier. Die Druckwelle rast durch den Raum. Schleudert die Tür aus den Angeln und presst uns noch dichter an den Boden. Über uns kracht es. Rauch quillt in den Keller. Für einen Augenblick will ich einfach nur liegen bleiben. Aufgeben. Dann schaut mir Zofia in die Augen und ich schreie. »Raus!« Meine Stimme klingt fremd. Fester, als ich mich fühle. »Jetzt.« Ich springe auf, reiße Zofia mit mir hoch und greife nach unserem Stoffbündel, in dem unsere letzten Habseligkeiten liegen. Die Frauen, Kinder und Alten um uns herum tun es uns gleich. Sie richten sich auf, schreien, drängen zur Treppe, stolpern hinaus auf die Straße.

Flammenzungen lecken durch die gesprungenen Fensterscheiben über uns, greifen nach dem Himmel. Über den Dächern gleiten die schwarzen Silhouetten der deutschen Flieger. Wo sollen wir hin? Wo sind wir sicher? Ich renne los, zerre Zofia hinter mir her. Dann wieder dieses metallische Pfeifen. Es kommt näher. Viel näher. Ein Schlag trifft mich, als würde mir jemand mit voller Wucht in den Rücken treten. Ich fliege nach vorn, werde über den Boden geschleudert. Steine und Scherben prasseln auf mich herab. Etwas Warmes läuft mir in den Nacken.

»Maria.« Zofias Stimme schneidet durch das Dröhnen. Sie sagt meinen Namen, als würde sie ihn festhalten wollen.

Ich blinzele.

Sie kniet neben mir. Ihr Gesicht ist schwarz vor Ruß und an der rechten Wange ist Blut. Aber ihre grünen Augen, die leicht schräg stehen und ihrem Gesicht schon immer ein exotisches Aussehen gegeben haben, diese Augen halten mich fest. »Nie zostawiaj mnie«, sagt sie.

Lass mich nicht allein. Ihre Stimme bricht beim »nie«. Sie streckt mir die Hand entgegen. Unsere Finger verhaken sich ineinander und ich stemme mich hoch. »Razem«, keucht sie.

Ich nicke. »Razem.« Das ist unser Wort. Schon immer. *Zusammen.* Oder gar nicht.

7. September 2025

Ich sitze am Küchentisch in unserem neuen Haus in Kleinmachnow, trinke die erste Tasse Kaffee an diesem Morgen und verspreche dem Haus, dass ich bleibe. Nicht laut. Nicht feierlich. Eher so, wie man einem scheuen Tier die Hand hinhält: vorsichtig und abwartend. Als müsste es sich erst daran gewöhnen, dass ich nicht gleich wieder verschwinde.

Es ist der zweite Sonntag seit dem Umzug. Emil hat heute durchgeschlafen. Zum ersten Mal seit Wochen. Es fühlt sich wie ein Sieg an. Ein kleiner, tragfähiger. Einer, auf den ich mich stellen kann, ohne dass er sofort zerbricht. Ich kreise meine Schultern und den Nacken. So also fühlt sich Stabilität an. Fragil, aber vorhanden. Theoretisch könnte ich jetzt Bäume ausreißen. Oder realistischer: Kartons auspacken.

Aber erst nach dem Freibad Kiebitzberge. Der Wetterbericht verspricht für heute einen ungewöhnlich heißen Septembertag. Pommes. Sonnencreme. Emil zwischen uns auf der Decke, sein nackter Bauch warm von der Sonne, seine Hände voller Gras. Henning hatte es gestern Abend vorgeschlagen und ich hatte sofort genickt. Vielleicht zu schnell? Im Haus ist es still. Kein Poltern und Räumen. Nur unser neues Leben, das sich langsam setzt. Wie Möbel, die über die Zeit ihr Gewicht in den Teppich drücken.

Ich nehme einen weiteren Schluck Kaffee. Er ist heiß, läuft warm die Kehle hinunter. Genau wie ich es mag. Direkt aus der Kaffee-

maschine. Mein Blick wandert über den vollgestellten Küchentisch, die neue Küche und das Wohnzimmer mit den Stapeln Umzugskartons. Die Seiten der Kisten hat Henning beschriftet: Küche, Bücher, Diverses. Ich schmunzle. Diverses ist keine Kategorie. Diverses ist Kapitulation.

Ich schaue nach draußen. Dort ist es geordneter. Akkurat geschnittener Rasen, auf eine Linie getrimmte Hecken. Mein Cousin hatte recht behalten. »Wenn die Umzugsfirma nicht alles auspackt, wohnt ihr noch Wochen zwischen Kartons«, hatte Anton gesagt, der selbst vor zwei Jahren umgezogen war. In das Forsthaus des ersten Bürgermeisters am alten Ortskern Kleinmachnows. Das war kurz, nachdem Anton selbst Bürgermeister geworden ist. Seitdem trägt er seine Ratschläge mit einer noch größeren Gewissheit nach außen, als wären sie keine Vorschläge, sondern Naturgesetze. Und als hätte ich es übersehen.

Gerade als ich ihn innerlich in einen sehr kleinen, sehr engen Karton packe, vibriert mein Diensthandy auf dem Esstisch. Es ist mein neuer Kollege Mertens, der ebenfalls in Kleinmachnow lebt, obwohl das Polizeipräsidium in Potsdam liegt. Ich sehe auf das Display, dann auf die Uhr am Ofen. Kurz nach zehn.

»Leichenfund. Hinter dem alten Dorf in Kleinmachnow«, sagt er. Eine Pause. Zu kurz für Höflichkeit. »Wir sind schon hier.« Keine Begrüßung. Nur die reinen Fakten.

»Ich bin in fünf Minuten da«, antworte ich und lege auf. Der Kaffee dampft. Mein Sonntag kippt. Wie ein Glas Rotwein, das man aus Versehen anstößt und das unaufhaltsam auf die Seite fällt. Ich stehe auf, stelle die Kaffeetasse zu den schmutzigen Tellern von gestern Abend.

Aus dem Wäscheberg auf dem Sofa ziehe ich eine blaue Bluse. Frisch gewaschen und zerknittert. Der Kleiderschrank existiert theoretisch. Praktisch lehnt er in Einzelteilen an unserer Schlafzimmerwand. Mein Leben verteilt sich horizontal über Böden, Möbel, Kisten.

Im Flur schlüpfte ich in die Jeans und stoße mir den Zeh an einem Karton. Der Schmerz schießt heiß in mein Bein. Ich presse die Lippen zusammen, verkneife mir das Fluchen, will Emil und Henning nicht wecken. Der Hosenknopf geht nicht zu, trotz Baucheinziehen. Schuld sind die sieben Kilo, die nach der Schwangerschaft geblieben sind. Wie ungefragte Gäste, die sich weigern, seit zwei Jahren zu gehen. Ich lasse den Bauch los. Ziehe ihn wieder ein. Kräftiger diesmal und der Knopf schließt. Henning hinterlasse ich eine Nachricht, dass ich für einen Fall unterwegs bin. Mein erster als Hauptkommissarin, und der erste, in dem ich endlich die Leitung übernehmen werde.

Auf Höhe des Eingangs der Neuen Hakeburg biege ich mit meinem Fiat nach rechts ab. Jogger laufen durch den zerfallenen Torbogen, gegen den ein Bagger bei der Sanierung der Burg gefahren war. Auf dem Zehlendorfer Damm ist keiner unterwegs. Ganz anders als unter der Woche, wenn sich die Autos nach Berlin und Teltow drängen. Unter der Friedensbrücke fährt ein Motorboot über den Machnower See zur Schleuse, die am anderen Ende des Sees liegt. Ein schlanker Mann mit Tasse in der Hand steht am Steuerrad. Auch eine Art, seinen Sonntag zu verbringen. Ich seufze und schaue in den Rückspiegel. Die Straße mit den alten Alleebäumen führt hinter mir in den Teil Kleinmachnows, der direkt an der Grenze zu Berlin-Zehlendorf liegt. Für viele Jahre das einzige Kleinmachnow, das ich kannte. Lange Kopfsteinpflasterstraßen und die alte Villa meiner Großeltern, in der jetzt mein Onkel und meine Tante leben. Damals war Mama schon nach Pankow geflüchtet und wir kamen nur sporadisch zu Besuch. Kaffeetrinken auf der Terrasse und Fangen spielen mit Anton im Garten. Mama atmete jedes Mal auf, wenn wir wieder nach Hause fuhren. Jetzt komme ich zurück. Mit Henning und Emil. Für meinen neuen Job.

Hinter dem Machnower See biege ich nach rechts in die Allee am Forsthaus. Die Reifen rattern über das Kopfsteinpflaster. Meine Schultern vibrieren. Die Einsatzwagen stehen vor der alten Kirche.

Direkt neben dem grauen VW-Bus mit dem gelben Schriftzug »Polizeipräsidium Potsdam – Spurensicherung« parke ich. Stelle den Motor aus, atme durch. Es ist soweit. Meine Feuerprobe als Teamleiterin, auf die ich die letzten Jahre hingearbeitet habe.

Als ich aussteige, ist es ruhig. Die vollen Kronen der Eichen schlucken nicht nur das Licht, sondern auch die wenigen Geräusche vom See und der Straße. Die Allee wurde nach dem alten Forsthaus benannt, in dem Anton seit zwei Jahren wohnt. Die Leiche liegt fast direkt vor seiner Haustür. Kleinmachnow ist klein. Nähe ist hier keine Metapher, sondern Alltag.

Mertens kommt auf mich zugelaufen. »Fanny.« Er winkt. Keine Begrüßung, sondern eher ein Heranholen. Als hätte meine Fahrt hierher zu lange gedauert. Er sieht aus, als wäre er für diesen Moment angezogen worden. Kariertes Sakko. Weißes Hemd. Dunkle Jeans. Kein Sonntagschlabber-Look. Ich zupfe an meiner Bluse, als könnte ich damit etwas glätten, das nicht knitterfrei zu haben ist.

»Heute zeig ich dir mal unseren Bach, die Bäke«, sagt er, als ich vor ihm stehe. »Damit du weißt, wo du jetzt bist.«

»Gehört das zum Willkommensprogramm für Zugezogene? Oder ist das hier Standard?« Meine Frage ist rhetorisch. Und natürlich hält sie ihn nicht auf.

Während wir zum Tatort gehen, erzählt er vom Medusentor, von der Kirche und dem alten Ortskern. »Früher war das hier alles anders«, sagt er, ohne mich anzusehen. Seine Stimme legt sich über den Weg wie ein Kommentarband, der sich nicht abschalten lässt. Diese Mischung aus Ortskenntnis und Besitzanspruch geht mir auf die Nerven. Als würde er nicht nur den Ort erklären, sondern auch, wie hier gearbeitet wird.

Unten bei der Bäkewiese hebe ich die Hand gegen die Sonne. Der Tag ist hell und warm, wie es angekündigt war. Es ist einer von den Tagen, die tatsächlich nach Freibad riechen. Nicht nach Tod. Vom rechten Waldrand fliegt ein Graureiher über die Wiese. Den Hals eingezogen, die langen, dünnen Beine herausgestreckt. Mit den großen

Flügeln wirkt er gleichzeitig schwer und mühelos. Am hinteren Ende der Wiese steht das schwarze Zelt mit der Aufschrift »Polizei«.

Zwischen ihm und dem Absperrband bewegen sich Personen in weißen Schutzanzügen. Zwei Streifenpolizisten kommen uns entgegen. Es gibt keine Schaulustigen. Ganz anders als in München. Dort war immer jemand da.

»Wir hatten Glück«, sagt Mertens.

Ich schaue ihn fragend an.

»Dienstlich«, ergänzt er. Er schaut über die Wiese, winkt den Streifenpolizisten zu. »So selten, wie hier jemand unterwegs ist, hätte das auch Monate dauern können, bis man die Leiche findet.«

Ich sage nichts. Denke an Emil. An das Freibad und an den Karton mit der Aufschrift »Diverses«. Und daran, dass Kleinmachnow offenbar sehr gut darin ist, Dinge verschwinden zu lassen.

7. September 2025

»Wie lange liegt die Leiche denn schon hier?«, frage ich, als wir weiter zum Tatort gehen.

»Ein bis zwei Tage. Nicht länger«, sagt Mertens sofort, als hätte er darauf gewartet.

»Du hast mit dem Arzt gesprochen?!« Die genaue Angabe verwundert mich.

»Bin ja schon eine Weile hier«, sagt er. »Das liegt doch auf der Hand.« Ich bleibe stehen. Ein Schritt zu spät, um es noch elegant zu überspielen. Es kribbelt unter meiner Haut, Ärger steigt in mir auf. Nicht explosiv, sondern wie ein Stein im Schuh, der bei jedem Schritt ein bisschen tiefer drückt. »Angerufen hast du mich aber vor zehn Minuten«, sage ich betont ruhig. »Was ist mit dem Staatsanwalt? Ist der auch schon *eine Weile* hier?«

Mertens hebt den Arm, zeigt zum Waldrand. »Er steht dort beim Bürgermeister.«

Die Augen zusammenkneifend erkenne ich jetzt erst die zwei Männer im Schatten der Bäume und lache bitter. »Wenn auch der Bürgermeister schon da ist, dann ist ja alles geregelt.«

Er schaut mich an. Sein Blick ist prüfend, als müsste er abwägen, wie weit er gehen kann, hält aber den Mund.

»Ich weiß nicht, wie ihr das hier handhabt. In Bayern war die Reihenfolge klar«, sage ich und halte seinem Blick stand.

Seine Lippen sind nur noch ein dünner Streifen. Sein Kopf wird rot, dann wendet er sich ab und geht weiter Richtung Tatort.

»Wenn du schon mit allen gesprochen hast«, ich beschleunige meinen Schritt, bis ich neben ihm gehe, »dann erspar mir wenigstens die Peinlichkeit und gib mir eine vollständige Lageübersicht.«

Er läuft weiter. Natürlich. Also bleibe ich stehen. Er merkt es erst nach zwei Schritten. Ich warte, bis er sich umdreht und zurückkommt. »Zusammenfassung«, fordere ich ruhig.

»Männlich. Ende zwanzig, Anfang dreißig. Lag im Wasser, als er gefunden wurde. Große, eingeblutete Kopfwunde.«

Stichpunkte. Als wäre ich eine Praktikantin. »Wer hat ihn gefunden?«

»Wolfgang Hahn. Hat um 6:23 Uhr den Krankenwagen gerufen.«

6:23 Uhr. Die Zahl hängt für einen Moment zwischen uns. Dann sehe ich auf die Uhr. »Und mich rufst du wann an?«

Er sagt nichts.

»Kurz nach zehn«, antworte ich für ihn. »Vier Stunden. Das ist nicht verspätet, Mertens. Das ist ein Verstoß gegen die Meldekette.« Einen halben Schritt näher tretend, kämpfe ich mit dem Ärger, der nicht mehr wie ein spitzer Stein pikst, sondern wie Nadeln sticht. »Ich bin die Einsatzleitung. Entscheidungen, Informationsfluss und Kommunikation nach außen laufen über mich. Immer. Wenn du das nächste Mal glaubst, du kannst das allein regeln, irrst du dich.«

Sein Mund wird noch schmaler. »War viel los. Tatort sichern. Spurensicherung ...«

»Und genau deshalb«, unterbreche ich ihn und werde immer lauter, »informierst du mich sofort. Ich entscheide, was Priorität hat. Nicht du.« Die Kollegen schauen zu uns hinüber. Gut so. »Noch einmal, und wir führen dieses Gespräch offiziell. Mit Protokoll.«

Er senkt kurz den Blick. Nur einen Sekundenbruchteil.

»Was hat der Zeuge hier gemacht?«

»Er hat einen Schwarzspecht gesucht.«

Ich verziehe den Mund. Was für eine Antwort. »Ist der Notarzt noch da?«

»Nein, der musste weiter. Der ärztliche Bereitschaftsdienst macht die Leichenschau. Es ist Dr. Berger.«

Ein paar Meter vom Absperrband entfernt stoßen die beiden Streifenpolizisten zu uns. Der eine ist kaum älter als Anfang zwanzig. Sein Blick springt immer wieder zu dem anderen. Der ist kräftig gebaut, hat kurze Stoppelhaare und ein Gesicht, das offensichtlich schon mehr gesehen hat, als ihm lieb ist. Er bleibt stehen, die Hände tief in den Hosentaschen.

»Die Kollegen aus Teltow«, sagt Mertens. »Müller und Schäfer.«

»Fanny Gärtner.« Ich nicke. »Einsatzleitung. Sie haben abgesperrt und den Zeugen befragt?«

Der Kräftige schaut mich an, ohne zu blinzeln. Dann spricht er zu Mertens, als hätte der gefragt. »Ja. Danach habe ich Thomas Mertens und den Staatsanwalt informiert. Der Zeuge ist wieder zu Hause. Der psychologische Dienst kümmert sich um ihn.«

»Und wer hat den Bürgermeister angerufen?«, frage ich.

Er zuckt mit den Schultern. Sieht weiterhin zu Mertens. »Hast du ihm Bescheid gesagt?«

Mertens schüttelt den Kopf.

»Ich habe die Einsatzfahrzeuge gesehen«, sagt eine Stimme hinter uns. »Und bin mal gucken gekommen.«

Anton und ein zweiter Mann mit weißem Hemd und Jackett stehen plötzlich da. Wie selbstverständlich, als gehörten sie hierher. Dann umarmt mich Anton zur Begrüßung, während ich noch überlege, ihm nur die Hand zu geben. Ich erwidere die Umarmung. Wahrscheinlich wird sich unsere Verwandtschaft sowieso schnell herumsprechen.

»Alexander Klein. Staatsanwaltschaft«, sagt der Mann im Jackett und streckt mir seine schmale Hand entgegen. »Kommen Sie.« Er dreht sich um und geht Richtung Zelt.

Die anderen Männer hinter mir stehen lassend, folge ich ihm langsam. Habe die Nase voll von dem Zuviel an Selbstgefälligkeit und Männerbrust an diesem Morgen.

Klein schaut zurück und drosselt seinen Gang, bis ich auf seiner Höhe bin. »Die Spurensicherung ist fast durch. War nicht mehr viel übrig, nachdem der Rettungsdienst zur Leiche ins Wasser ist. Sie haben einiges zertrampelt. Die Leiche ist gleich bereit für den Abtransport. Der Bestattungsdienst wartet schon.«

Im Zelt staut sich bereits die Hitze. Es riecht nach brackigem Wasser. Nach Algen. Und darunter nach diesem süßlichen Geruch, der nichts mit dem Bach zu tun hat. Mein Magen zieht sich zusammen und ich atme flacher. Drei Seiten des Zeltes sind geschlossen. Ein Strahler hängt am faltbaren Metallgestänge und taucht alles in grelles Licht. Ich kneife die Augen zusammen. Auf zwei Klapptischen liegen die Materialien ordentlich ausgebreitet. Koffer. Laptop. Gelbe Markierungsschilder. Rollen mit Absperrband.

In der Mitte des Zelts liegt der Körper auf einer weißen Plane. Schon wieder ein Leben. Der Gedanke kommt ungebeten. Und mit ihm diese stille Wut auf Menschen, die andere auslöschen, als hätten sie selbst nichts zu verlieren. Ich presse die Zähne zusammen. Zwingen mich zur Distanz.

Der Tote ist nackt. Seine Kleidung liegt nass in Beuteln neben ihm. Die Haut ist aufgequollen, grünlich verfärbt. Der Körper wirkt nicht ekelregend. Eher fremd. Irreal. Wie eine schlecht gemachte Kopie eines Menschen. Ein Mann im weißen Schutzanzug kniet neben der Leiche. Die Plane knistert bei jeder seiner Bewegungen. »Einen Moment«, sagt er und macht sich eine Notiz. Dann steht er auf, zieht die blauen Handschuhe aus.

»Dr. Berger. Ärztliche Bereitschaftsdienst. Frau Fanny Gärtner. Einsatzleitung«, stellt uns Staatsanwalt Klein vor.

Berger nickt zum Gruß. »Ich bin mit der Leichenschau soweit fertig. Sie können den Abtransport veranlassen.«

»Ich kümmere mich darum«, sagt Mertens, der hinter uns ins Zelt gekommen ist. Kaum ausgesprochen, dreht er sich wieder um und verschwindet.

Nachdem ich ihm einen Moment hinterhergeschaut habe, wende ich mich wieder an Berger. »Können Sie mir eine kurze Zusammenfassung geben?«

»Die Leiche lag mindestens einen, vermutlich zwei Tage im Wasser«, sagt er. »Teilweise im Schlamm versunken, von Wasserlinsen bedeckt. Die Totenstarre war bereits gelöst. Auffällig ist eine schwere Verletzung am Hinterkopf. Ein massiver Schlag.«

Ich trete näher und schaue in das leblose Gesicht. Ein anderes schiebt sich vor mein inneres Auge. Jünger. Ebenfalls eine blutende Kopfwunde. Luca wurde tot im Wald gefunden. Meine Brust drückt sich zusammen. Schnell dränge ich die Erinnerung weg. Weiß aber, dass sie zurückkommen wird.

7. September 2025

Von der Leiche gehe ich wieder zurück zu Staatsanwalt Klein und dem Arzt Dr. Berger. Sie stehen jetzt am Ausgang des Zelttes, wo die Hitze ein bisschen erträglicher ist. »Es liegt ein unnatürlicher Tod vor«, sagt Berger. »Ob der Schlag tödlich war oder das Opfer ertrunken ist, klärt die Obduktion.«

Ich sehe zu Klein. Er zu mir. Mein Atem stockt kurz. Nicht vor Angst, sondern vor diesem Gewicht des Augenblicks. Es braucht kein Nicken, kein Wort. Wir wissen beide, ab jetzt suchen wir einen Täter. Ich ziehe mein kleines Notizbuch aus der Jackentasche. Der silberne Stift liegt kühl in meiner Hand. Henning hatte ihn mir an meinem ersten Arbeitstag vor siebzehn Jahren in München geschenkt. Damals hatte ich gelacht und gesagt, dass ich ihn bestimmt verliere. Habe ich nicht. Auf eine leere Doppelseite schreibe ich die Informationen des Arztes auf. Die ersten Ankerpunkte des Falls. »Wurde ein Ausweis gefunden?«

»Keiner. Und auch kein Portemonnaie«, antwortet Klein. Er öffnet sein Jackett. Schweißperlen stehen auf seiner Stirn. »Lediglich eine weiße Hotel-Chipkarte und ein leeres, durchsichtiges Tütchen waren bei dem Opfer.«

Ich hebe den Blick. »Raubmord?«

Klein zuckt mit den Schultern. »Möglich.«

»Handy oder Schlüssel?«

Er schüttelt den Kopf.

In diesem Moment kommt Mertens mit den Kollegen der Spurensicherung zurück ins Zelt. Die zwei Männer und eine Frau in weißen Schutzanzügen bewegen sich routiniert, ohne Eile. Sie ziehen dem Toten Papiertüten über die Hände. Dann wird der Körper vorsichtig in Folie eingeschlagen. Die Plane raschelt leise.

Berger, Klein, Mertens und ich verlassen das Zelt, um Platz zu machen. Ich atme die frische Luft ein, wische mir den Schweiß aus dem Gesicht. Neben dem Zelt warten zwei weitere Männer in Schwarz. Sie halten eine Leichenwanne aus Edelstahl. Reglos. Als wären sie Teil der Kulisse, nicht der Handlung.

»Weiß die Rechtsmedizin in Potsdam Bescheid?«, frage ich.

Mertens nickt. »Müller begleitet die Bestatter mit dem Streifenwagen.«

»Wenn Sie keine Fragen mehr haben, fahre ich wieder nach Hause und schreibe den Bericht«, sagt Berger.

Ich wende mich zu ihm. »Das war für einen Sonntagmorgen sicher eine ziemliche Überraschung.«

Er lächelt müde. »Ich hatte eigentlich ein gemütliches Frühstück im Café Medoc geplant.« Sein Blick wandert über die Wiese, das Zelt, die Absperrbänder.

»Ganz so beschaulich ist Kleinmachnow offenbar nicht«, sage ich.

Er mustert mich kurz. »Sie sind neu hier, oder?«

Ich nicke.

»Wir hatten vor zwei und fünf Jahren zwei Wasserleichen. Aber von mir aus kann es ruhig wieder beschaulicher werden.« Dann dreht er sich zu Mertens und legt ihm zum Abschied die Hand auf die Schulter. »Wir sehen uns beim Tennis!«

Noch jemand, der mit Mertens verhandelt ist. Kleinmachnow ist definitiv kleiner, als es auf der Karte wirkt. Ich sehe mich um. »Hast du den Bürgermeister wieder nach Hause geschickt?«

»Er ist für die Ordnung in der Gemeinde zuständig«, sagt Mertens.

»Da darf man neugierig sein.«

»Ja«, sage ich ruhig. »Aber nicht am Tatort. Und nicht zum Ermittlungsstart.«

»Er ist gerade gegangen.«

»Gut.« Ich nicke Berger und Klein zu. »Ich sehe mir den Tatort an.«

Zehn Meter vor dem Bäke-Ufer kommt mir eine Kollegin von der Spurensicherung entgegen. Sie berichtet knapp, dass sie nicht viel gefunden haben, genau wie es Klein gesagt hat. Ein paar Flaschen und leere Verpackungen. Vermutlich ohne Zusammenhang zum Toten. Keine Tatwaffe.

Auf den von der Spusi ausgelegten Holzplanken gehe ich zum Wasser. Links neben mir der matschige Pfad, über den der Rettungsdienst gegangen sein muss. Der Boden ist aufgewühlt, übersät mit tiefen Abdrücken. Rot-weiße Bänder versperren das Gelände. Gelbe Markierungsschilder mit Nummern stecken im Boden. Wie kleine, stumme Zeugen, die niemand befragt.

Vor mir die Bäke. Ein schmaler Bach, der sich durch ein Tal von dicht gewachsenen Bäumen und Büschen schlängelt. Auf der anderen Seite liegt der Bakedamm. Autos rauschen über den Asphalt und blitzen zwischen den Stämmen hervor. Dort geht das Leben weiter, als wäre nichts geschehen. Ich hocke mich an die Wasserkante. Meine Knie protestieren leise. Die Oberfläche des Bachs sieht aus wie eine dicke, grüne Haut, übersät mit Wasserlinsen. An keiner Stelle ist das Wasser sichtbar. Wenn ich es nicht besser wüsste, hätte ich geschworen, dass hier unmöglich noch vor fünf Stunden ein Mensch gelegen haben kann. Dieser Ort scheint schnell zu vergessen, was da war.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Für die Arbeit an diesem Roman wurden unterstützend KI-basierte Anwendungen genutzt, beispielsweise für Korrekturat, stilistische Varianten und einzelne Formulierungshilfen.

Die erzählerische Konzeption, Figurenentwicklung und der überwiegende Text wurden eigenständig von der Autorin verfasst.

1. Auflage

Copyright © 2026 Ann Rose

Ann Rose, Lange Reihe 48, 14532 Kleinmachnow
annrose.de

Umschlaggestaltung: Lea Böttcher | LAB Buchdesign
unter Verwendung von Bildmaterial von Borge Arndt

Lektorat: Christine Storck | <https://storyshake.de>

Druck: BOOKS FACTORY Sp. z o.o.

ul. Cukrowa 22

71-004 Szczecin (Polen)

ISBN: 978-3-9828-4400-8